

Allgemeine Mode-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die südamerikanische Reise

des
Doctor H. E. Wessen.

Von
Ernst Freiherrn von Vibra.

(Fortsetzung.)

Sehen wir aber nun ein wenig, was es mit diesem Knüppeldamme für eine Bewandniß hatte, und lassen wir Wessen einstweilen seinen angenehmen Ritt auf demselben allein fortsetzen.

Die Spanier hatten vor Zeiten mit unendlichen Anstrengungen diesen Weg hergestellt, um jene von jeher ihres ungesunden Klimas halber berückigte Stelle rascher oder wohl auch überhaupt nur passiren zu können.

Es ist eine etwa fünfzehn bis achtzehn Stunden lang sich mit wenig Unterbrechungen über Sumpf oder Schluchten hinweg ziehende Brücke auf eingerammten starken Pfählen und oben mit Baumstämmen belegt.

Ohne Zweifel bot dieser Damm früher dem Reisenden Sicherheit, jetzt aber, oder zu der Zeit, in welcher Wessen ihn betrat, war derselbe ein Conglomerat aller möglichen Unannehmlichkeiten, Widerwärtigkeiten und selbst Gefahren, welche überhaupt Etwas, das man Weg nennt, zu bieten im Stande ist.

Schadhaft im höchsten Grade, da Niemand seit

länger als hundert Jahren mehr daran dachte ihn auszubessern oder dies höchstens durch einige ohne alle Sorgfalt auf denselben geworfene Holzstücke geschah, finden sich häufig Lücken in demselben, welche das Maulthier überspringen muß, nicht selten auf die Gefahr hin, in den unten befindlichen Sumpf oder auf felsigen Grund zu stürzen. Dann treten nur zu oft die Thiere trotz ihrer Uebung und Gewandtheit zwischen den lose aufgelegten Knüppeln hindurch, bleiben stecken oder verlegen sich an den Füßen, so daß sie störrig werden und lange Zeit nicht bewogen werden können ihren Weg fortzusetzen.

Bisweilen bricht bei solchen Gelegenheiten das Thier ein Bein oder beschädigt sich dermaßen, daß es untüchtig ist zur weiteren Reise. Dann treten mehr oder weniger ernstliche Verlegenheiten ein: man muß einen Theil des Gepäcks liegen lassen und häufig dem Besitzer des Maulthieres übertriebene Summen als Schadenersatz zahlen.

In Folge dieser Vorfälle findet man nicht selten auf diesem Knüppeldamme Mantelfäcke, Reisetaschen und Koffer, welche später von den Negern ihres Inhalts entledigt worden sind und nun zur Seite des Weges vermodern.

Aber, auf ähnliche Weise wie der Weg durch die Wüste bezeichnet wird durch die zu beiden Seiten desselben bleichenden Knochen von Menschen, Pferden und Kameelen, so findet man längs der calzada die Ueberreste von Regenschirmen, Spazierstöcken, Hutschachteln, Mützen und anderen Gegenständen, welche die Neger

als unbrauchbar liegen ließen, und die von Reisenden weggeworfen worden sind, um sich leichter zu machen oder vielleicht auf den störrigen Thieren sich besser festhalten zu können, die aber vielleicht auch dem Reitenden nur entfallen sind, welche man aber aufzuheben sich nicht die Zeit nahm, vielleicht um nicht hinter einer Gesellschaft zurückzubleiben, welcher man sich angeschlossen oder vielleicht auch nur deshalb, um nicht eine Minute länger als es unumgänglich nöthig ist auf diesem Wege verweilen zu müssen, denn man rechnet jeden Fuß breit, den man hinter sich hat, für einen Gewinn.

Man hat eine krankhafte Eile vorwärts zu kommen und sie wird nicht gemindert durch einzelne Skelette, die auf dem felsigen Grunde ähnlich jenen der Wüste Sahara bleichen, oder durch einen halbverwesten Leichnam, der unten im Sumpfe modernd den Reisenden mit glasigen Augen anstarrt, und dessen Todesart ihm unbekannt ist, obgleich er weiß, daß er selbst, vielleicht ehe eine halbe Stunde vorüber ist, auf irgend eine fabelhafte und unbekannte Weise, welche aber mit dem Knüppeldamm in engster Beziehung steht, verunglückt sein kann.

Alle diese Gegenstände, die Löcher im Damme, die Stöcke, die Regenschirme auf demselben, und endlich die Todten und die Gerippe unter und neben diesem herrlichen Wege hat man bisher nur in einer gewissen, nicht sehr großen Entfernung erblicken können, denn da man stets des Morgens sich auf die Reise begiebt, so hat man sich einige Stunden lang in dem täglich erscheinenden Morgennebel fortbewegt, während dem auch Wessen seine Reise antrat, und dessen wir bereits erwähnten.

Plötzlich verschwindet dieser Nebel.

Erinnert Ihr Euch vielleicht aus der Zeit Eurer Jugend jener herrlichen Herbsttage, die Ihr in unserm deutschen Vaterland zugebracht habt, etwa während der Schulferien, irgendwo auf dem Lande?

Erinnert Ihr Euch, wie Ihr des Morgens auf den Berg gelaufen, und wie dort die Nebel verschwunden sind? Dort tanzten die düstigen Töchter des grauen Alten ihren lustigen Reigen um die schwarze Felsenspitze Euch gegenüber und schlüpfen in Spalten und Klüfte, und als die Sonne hinter dem Berge heran gestiegen und neugierig nach ihnen blickte, da waren sie schon fort und geborgen im sicheren Versteck.

Oder wißt Ihr noch, wie Ihr durch das Thal gelaufen mit nassen Füßen, durch's nasse Gras, und wie da plötzlich sich höflich der Nebel getheilt, Euch

die alte Mühle gezeigt mitten in dem grünen Wald, und wie er zu beiden Seiten der Thalwände noch eine Zeit lang sich versteckt hinter den mächtigen Stämmen der Buchen und Eichen, bis er endlich verschwunden in ihren mächtigen Nesten?

Denkt Ihr vielleicht bisweilen noch daran, wie Ihr zu jener Zeit im leichten Kahne auf dem Flusse gefahren und wallend und wogend Euch die herbstlichen Nebel begleitet, schwimmend neben Euch, vor der Spitze Eures Bootes tanzend auf den Wogen, über Euren Häupte fliegend, mit rosenrothen Schwingen bisweilen, die sie von der Sonne geborgt?

Dann tauchten die einen unter in die Fluthen, welche sie erzeugt, und die andern schlangen sich höher und wurden zu kleinen rofigen Wolken, die mit dem Winde scherzten und lustig fortflohen.

Dann konntet Ihr die heiteren Ufer des Flusses sehen, und die Strahlen der Sonne wärmten wohlthätig Eure Glieder, denn der Morgen war kühl, wenn gleich nicht kalt.

Der Nebel auf dem Knüppeldamme des Isthmus hat eine andere Art sich unsichtbar zu machen.

Er schlüpft nicht in die Felsen und fliegt nicht zu den Wolken, auch zeigt er Euch keine lachenden Ufer.

Der Reisende empfindet plötzlich ein schauerndes, bis ins Mark erkältendes Gefühl, er fühlt sich durchnäßt bis auf die Haut und denkt unwillkürlich an die ersten Vorboden des Fiebers. Wenn er aber aufblickt und um sich sieht, so bemerkt er, daß die Holzstücke des Dammes ebenfalls naß sind, und die Bäume des schluchtenartigen Thales, in welchem er sich fortbewegt, ebenfalls von Wasser triefen, als sei ein unsichtbarer Platzregen gefallen.

Der Nebel hat sich empfohlen, indem er vorher alles giftige Miasma, alle schädlichen Dämpfe, welche er aus dem Sumpfe gezogen, auf den Damme, auf den Wald und auf den Reisenden ausgeschüttet hat.

Einige Minuten später stolpert das Maulthier dieses Unglücklichen dahin unter einer glühenden, bereits fest über seinem Haupte stehenden Sonne, deren sengende Strahlen aber keineswegs im Stande sind die dumpfige Atmosphäre zu reinigen, sondern im Gegentheile sie wo möglich noch unangenehmer machen.

Zu beiden Seiten zieht sich dichter Wald auf den steilen Gehägen der Berge hin, und der Neger, der den Reisenden bisher in tückischem Schweigen begleitet hat, erzählt demselben jetzt grinsend, oben auf den Bergen solle, wie man sage, die Luft außerordentlich gesund sein für die Herrn Weißen, unten — weniger, und

nur seine Landsleute fühlten sich hier vollkommen behaglich.

Nun beginnen auch die Moskitos wieder zu erscheinen. Sie scheinen während des Nebels im Sumpfe neue Kräfte gesammelt zu haben und fallen jetzt über den unglücklichen „Weißen“ mit einer wahren Wuth her, während der an seiner Seite reitende halbnackte Neger nicht im mindesten von ihnen belästigt wird. Es ist eine Schmeichelei für die bevorzugte Race, denn ihr Blut ist offenbar süßer, schwächer als jenes der armen Schwarzen, aber der Vorgezogene ist undankbar genug sich hierüber zu ärgern und denkt unwillkürlich darüber nach, was diese summenden Bewohner des Isthmus wohl genießen möchten, wenn sich eben kein Stammverwandter der kaukasischen Race auf dem Knüppeldamme, ihrer Heimath, befindet.

Er wird in seinen Betrachtungen gestört durch den Ruf des Negers:

„Gebet Acht, Herr!“

Jetzt erst bemerkt der Reisende, indem er aufblickt, daß man sich nicht mehr zwischen bewaldeten Abhängen befindet, sondern daß steile Felswände an deren Stelle getreten sind. Er sieht auch sogleich den Grund ein, weshalb ihm sein Begleiter „gebet Acht“ zugerufen.

Vor ihm fallen verschwindend zwischen den halb vermoderten Holzstücken des Damms kleine Steine und Erdreich von der Felswand nieder und ein ziemlich starker Felsblock ist eben im Begriffe sich abzulösen und ihnen zu folgen.

Indessen ist ihm nicht klar, wie er das „Achtgeben“ bewerkstelligen soll, denn so eben hat sein Maulthier zwischen zwei schadhafte Knüppeln durchgetreten, kann und will nicht von der Stelle und scheint sich mit vorgestrecktem Kopfe und gesenkten Ohren in das Schicksal, erschlagen zu werden, gefügt zu haben.

Der Schwarze ist mit einigen raschen Sätzen bereits voran.

Jetzt stürzt der Block, zerschlägt einige der Knüppel, bleibt aber in andern hängen und versperrt dicht vor dem Reisenden den Weg zu zwei Dritteln. Aber er hat ihn wenigstens nicht erschlagen und der Reiter hat noch dazu den Vortheil, daß das Maulthier, erschreckt durch den stürzenden Felsblock, sich gewaltsam aus seiner Haft befreit und wie toll vorwärts rennend den Neger und die Saumthiere einholt.

Auf dem Damme trifft man jetzt nicht selten solche größere oder kleinere Felsstücke, und da viele derselben auch den Damm durchlöchern haben, so wird

der Weg nur noch gefährlicher und schwieriger zu passiren.

Endlich verschwinden die Felsen wieder und es zeigen sich die mit Wald bestandenen Abhänge, bis endlich, kurz vor Einbruch der Nacht, der Reisende vor einer jener Negerhütten hält, deren wir bereits eine beschrieben haben. Er bringt dort die Nacht zu und erreicht, wenn das Glück ihm günstig ist, am Abende Panama.

Er hat kaum einen Blick geworfen auf die waldigen Abhänge und hat keine Ahnung von dem Charakter der dort herrschenden Vegetation. Eben so wenig war er im Stande die Felswände, zwischen denen hindurch ihn sein Weg führte, näher zu betrachten oder die Formation zu bestimmen, welcher sie angehören, er weiß kaum, daß sie schmutzig grau von Farbe, er weiß nur, daß sich von Zeit zu Zeit Stücke von ihnen ablösen und auf den Damm herabstürzen.

Was diesen letzten betrifft, so hat er sich bleibend seinem Gedächtnisse eingepägt. Er befindet sich des Nachts im Traume auf demselben und während der Tageszeit macht er bisweilen plötzlich einen großen Schritt, da es ihm vorkommt vor einer Lücke desselben zu stehen, die er überschreiten müsse. Der Damm hat sich unwillkürlich seinem Nervensysteme eingepägt wie das Bild irgend eines Gegenstandes auf der photographischen Platte.

Bisweilen tritt eine kleine Veränderung ein in den geschilderten Annehmlichkeiten der Isthmus-Reise.

Von Cruzes aus bis nach Panama verfolgt auf dem ganzen Wege den Reisenden ein Regen, der anfänglich lauwarm, bald aber eiskalt niederstürzt und den Unglücklichen bis auf die Haut durchnäßt und erkältet. Die Neger wissen je nach dem Zug der Wolken anzugeben, ob das herabstürzende Wasser aus dem atlantischen oder dem stillen Ocean seinen Ursprung hat, die Reisenden aber zeigen meistens wenig Sinn für diese meteorologischen Studien, denn wenigstens die Hälfte derselben bekommt unter diesen Umständen das Fieber und durchschnittlich erliegt an diesem wieder die Hälfte der Krankheit.

Dies ist ein Theil der Annehmlichkeiten und Genüsse, welche sich dem auf jenem Knüppeldamme Reisenden bieten.

Da wir aber wissen, daß Niemand gern denselben zum zweiten Male betritt und unsern lieben Lesern dies ebenfalls nicht zumuthen wollen, so melden wir in Betreff Wessens, daß derselbe reichlich alle geschilderten Vergnügungen ausgelostet und am zweiten

Tage, nachdem er die Ufer des Chagres verlassen hatte, des Abends in Panama einzog.

Todtmüde und zerschlagen, moralisch auf das jämmerlichste herabgebracht, geschwollen an Gesicht und Händen durch die Stiche der Muskitos und naß bis auf die Haut, da es in den letzten Stunden stark geregnet, hielt er vor dem ersten besten Gasthause, das eben an seinem Wege lag und war, ähnlich wie in Cruzes, so glücklich eine gute Wahl zu treffen.

Der Wirth war ein Deutscher und das erste Wort, welches derselbe an Wessen richtete, nachdem er sich umgekleidet und zum Essen gesetzt hatte, war:

„Uebermorgen können Sie wieder fort“.

In einem Lande, in welchem jede Stunde todbringend werden kann, ist diese scheinbare Unart Höflichkeit, ja wenn sie eben aus dem Munde eines Gastwirthes kommt, Edelmuth.

Der Deutsche setzte auch sogleich hinzu:

„Das sage ich aber nur Landsleuten, die Andern können hier bleiben so lange sie wollen“.

Wessen begriff die Beweggründe, dankte ihm freundlich und nachdem er erfahren, daß ein nach Balparaiso bestimmtes Segelschiff im Hafen liege, wurde er so heiter als vor einigen Tagen an den Ufern des Chagres in der Hängematte.

„Nicht jeder hat das Glück“, sagte der Wirth, „so ohne Weiteres gleich wieder abreisen zu können, da wir noch keine regelmäßige Dampfschiffahrt haben, und der überwiegende Theil von Europäern wird krank, dauert der Aufenthalt länger als acht oder zehn Tage. Von den Kranken stirbt die Hälfte, denn nur die Neger vertragen unser Klima.“

Wessen frug, wie denn eigentlich diese Menge Neger überhaupt auf den Isthmus gekommen sei, beklagte sich über ihre Erpressungen und fragte, ob denn die Regierung dieser Willkür keinen Einhalt geböte.

„Wie sie hergekommen sind“, sagte der Deutsche, „weiß ich nicht, aber ich glaube, daß, da die eigentlichen Menschen hier wie die Fliegen wegsterben, diese Thiere sich endlich so übermäßig vermehrt haben, weil sie diese Pestatmosphäre vortrefflich vertragen. Was die Regierung betrifft, so regiert neben dem Fieber hier einzig und allein der Teufel. Wenn ich nicht irre, haben wir nebenher auch noch ein Wenig Republik, Freistaat Columbia oder so was dergleichen, man spürt's aber nicht viel.“

„Es geschieht mir Dummkopf recht“, fuhr er fort, „drüben wollte ich Republik machen und mußte

flüchten, hier sitze ich mitten drinnen und habe keinen andern Wunsch als wieder draußen zu sein! Die andern Narren, meine guten Freunde, sind gestorben“.

„„Welche Narren?““ fragte Wessen.

„Nun, ein Franzose und ein Italiener, Beide ebenfalls Unzufriedene. Wir schlossen auf manchen Kreuz- und Querzügen hier einen gegenseitigen Vertrag ab, daß dieser Gasthof, den wir gemeinschaftlich kauften, dem Ueberlebenden gehören sollte*); dann hatten anfänglich der Franzose und ich fortwährend Angst, daß der Italiener uns vergiften würde, aber wir thaten ihm Unrecht und der arme Teufel starb schon in den ersten sechs Wochen. Wir Beide hätten gern getheilt und wären davon gezogen, aber Niemand wollte uns unsern Besitz abkaufen, und das ist noch jetzt der Fall, nachdem auch der Franzmann dem Fieber erlegen“.

Wessen erfuhr noch, daß die Neger kaum je einen Reisenden ermordet hätten, wenn nicht vielleicht bei Gelegenheit von etwa vorkommenden Streitigkeiten. „Sie haben mehr Vortheil, wenn sie Reisende auf die Ihnen bekannte Art ausbeuten“, sagte der Deutsche; „würden sie dieselben erschlagen, was doch immer früher oder später bekannt werden würde, so stockte ohne Zweifel ihr ganzer Verdienst, da wohl sich Niemand mehr über den Isthmus wagen würde“.

Am folgenden Tage ging Wessen bei strömendem Regen und bis über die Knöchel im Koth wattend durch einige der engen und schmutzigen Straßen der Stadt und bewunderte die durch verhältnißmäßig ziemliche Eleganz sich auszeichnenden Kaufläden, obgleich er nicht begreifen konnte, wer alle die schönen Sachen eigentlich kaufe, da aber der Regen stets zunahm und er das Fieber fürchtete, ging er nach Hause.

Am nächsten Morgen ging er an Bord des nach Balparaiso bestimmten Schiffes, eine willkommene Beute für den Capitain, welcher ihn sechsfache Passage zahlen ließ und gegen Abend die Anker lichtete.

Jetzt erst athmete Wessen wieder frei auf.

Er war, trotz Allem Schlimmen, das er erduldet hatte, gesund geblieben, und das schien ihm vorläufig die Hauptsache, aber auf der andern Seite hatte ihm die Reise bis jetzt ganz unverhältnißmäßig viele Kosten verursacht und er hatte trotz der Strecke, welche er zurückgelegt, eigentlich Nichts gesehen.

*) Der Vertrag wurde buchstäblich abgeschlossen, der Deutsche blieb der Ueberlebende, aber ich vermag nicht anzugeben, was endlich aus ihm geworden.

Die Kaffeehäuser auf Martinique und die Knüppel des Dammes!

„Es wird schon besser kommen,“ dachte er, aber es hatte kaum den Anschein. Das Schiff, auf welchem er sich befand, ein Engländer, legte während der ziemlich langen Reise ein einziges Mal in Callao, der Hafenstadt Lima's an, und dort nur, um Wasser einzunehmen und bloß auf einen Tag. Wessen gelangte auf diese Weise nicht nach Lima, obgleich mit einiger Rührigkeit dies, auf einige Stunden wenigstens, möglich gewesen wäre.

Als man aber wieder unter Segel gegangen war, suchte der Capitän gegen den gewöhnlich herrschenden Gebrauch die hohe See, und Wessen sah die Küste nicht wieder, als bis man sich dem Hafen von Valparaiso näherte.

Endlich! Valparaiso selbst!

Es fehlte nicht viel, so wäre unser Freund, als er den Boden Chiles betrat, auf die Knie gesunken und hätte die Erde geküßt, welche nach so vielen Mühseligkeiten ihm endlich zu betreten gestattet war.

„Jetzt will ich forschen, lernen, zusammentragen, jetzt will ich mich tüchtig umsehen,“ sagte er, „nur einen oder zwei Tage will ich ausruhen, aber dann an's Werk.“

Nicht leicht ist wohl eine Stadt so rasch gewachsen als Valparaiso in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren, und keineswegs schwindelhaft und auf dem Wege gewinnsüchtiger Speculation, sondern vorzugsweise sich vergrößernd durch wachsenden Wohlstand.

Deshalb aber war zu der Zeit, in welcher Wessen die Stadt betrat, Vieles anders als jetzt, ja selbst vielleicht schon als nur fünf oder sechs Jahre später, da eben in den letzten Decennien der mächtigste Aufschwung begann. Auch hinsichtlich der übrigen Verhältnisse Chiles fand der gleiche Fall statt.

Mancherlei besteht jetzt nicht mehr oder ist jetzt wenigstens zum größten Theile verschwunden, was damals noch in voller Blüthe stand.

Vor eilf Jahren dachte man dort kaum noch an eine Eisenbahn, das Volk wenigstens nicht, und jetzt ist die Bahn von Valparaiso nach Santjago fast gänzlich beendet. Anstatt der romantischen und ein wenig halbsprechenden Fahrten auf dem kleinen zweirädrigen Wagen wird man bald auch dort, wie allenthalben auf der Welt, mit dem „Eilzuge“ fahren, während die kreischenden Ochsenkarren, die des Tages einige Wegstunden zurücklegten und dennoch alle Waaren von einer Stadt zur andern brachten, ohne Zweifel ihr Geschäft zum größten Theil an die „Güterzüge“ abtreten werden.

Der Charakter der Chilenen ist aber wohl derselbe geblieben; leicht, rasch, aufbrausend, dann wieder stolz, muthig und höflich, verläugnen sie ihre spanische Abkunft nicht, und ein wenig Abenteuerlichkeit beim Geschäfte ist ihnen lieber als schmutziger Wucher.

Sie haben den Fehler, daß sie ein wirklich krankhaftes Bemühen zeigen, europäische Moden sich anzueignen, aber selbst die häßlichste Erfindung, die je einen Frauenleib verunstaltete, die schändliche Crinoline, wird nicht vollkommen die Reize und die Geschmeidigkeit der Chilenen verbergen können, während Dampf und Eisenschienen wohl kaum den Chilenen je zum Dollarbeter machen werden.

Wir haben also gesagt, daß in den letzten Decennien in Chile vielfaches Neue aus Europa eingeführt worden, dennoch aber fand Wessen noch vor dieser Zeit Alles zu europäisch.

Zwar gefielen ihm die wie toll dahin sprengenden Reiter mit dem Poncho, mit ihren gestickten Jacken und den mächtigen Sporen, aber die runden Hüte und die Fracks wollten ihm nicht behagen, welche die zu Fuße wandelnden Caballeros trugen, und die geschmacklosen Hüte der europäischen Damen schienen ihm die Frauen arg zu verunzieren.

Es schien ihm auch alles Uebrige zu sehr an die Heimath zu erinnern, die Kaufläden gefielen ihm nicht, und im Gasthause war's ganz wie in Deutschland nur mit der Ausnahme, daß die Kellner in Hemdärmeln servirten, was ihm aber eben auch nicht besonders romantisch vorkam.

Romantisch! Ja, er wollte jetzt ein Stückchen Romantik haben hier in dem „südblichen“ Lande. Etwas Romantik, die er einflechten konnte in seine Schilderung, denn bisher hatte er eigentlich nur Gemeinheiten erlebt, abgesehen davon, daß er kaum Etwas gesehen.

Als er nach einigen Stunden des Umherlaufens in der Stadt auf die kahlen Hügel stieg, an deren Fuße Valparaiso liegt, vermischte er die Palmen. Aergertlich ging er wieder zurück.

„Eine saubere Gegend!“ sagte er. „Diese unsinnig großen Cactus können mir wenig helfen, die haben wir zu Hause auch, wenn gleich nicht so groß. Ich will Palmen, Bananen, Brotfrüchte und solche Dinge. Ich muß in's Innere, dort ist's hoffentlich nobler, männlicher, romantischer.“

Zum Ueberflusse begegnete er jetzt in der Stadt zwei Mönchen.

Also auch darin hatte der verwünschte Capitän von der „Hoffnung“ die Unwahrheit gesagt!

Er blickte verwundert nach den Beiden, und da ihn diese im Vorübergehen höflich grüßten, vermehrte sich sein Unmuth.

„Die Heuchler!“ sagte er. „Grüßt nur! mich kriegt Ihr nicht herum!“

Er beschloß sobald als möglich in's Innere zu reisen. „Ein Mann, der über den Isthmus gegangen, kommt überall durch.“

Mit diesem Gedanken beschäftigt, saß er des Abends in seinem Gasthose und quälte sich eine Flasche englischen Porter hinabzuwürgen, als ein Mann eintrat, der ihn höflich grüßte; in einiger Entfernung von ihm Platz nahm und schweigend ein Glas Wein trank.

Es ist eine tolle Geschichte! Draußen erkennt man den Landsmann unter Hunderten. Man sagt wohl bisweilen in Deutschland, Dieser oder Jener gleiche ganz einem Franzosen, einem Italiener, einem Engländer! Aber sieht ihn nur draußen an unter Fremden. Augenblicklich erkennt Ihr den Deutschen. Woran? Ich weiß es nicht, aber man erkennt ihn.

So ging es Wessen.

Der Mann in der Ecke war ein Deutscher, das unterlag keinem Zweifel. Er sprach ihn an.

„Oh!“ sagte Jener, „ich habe Euch gleich erkannt und hätte Euch gern angesprochen, aber man weiß nicht immer, ob man recht ankömmt!“

Dann gab ein Wort das andere, die Beiden setzten sich zusammen und Wessen erfuhr nun, daß sein neuer Bekannter Don Casparo de Mas a Fuera, oder auf Deutsch: Caspar Hoffmann heiße, ein Jäger sei, und von seinen Freunden bisweilen auch der Ziegenkaspar genannt werde.

„Ihr kennt mich freilich nicht,“*) sagte er, „obgleich ich bereits im Jahre 1861 gedruckt worden bin, aber das hat Nichts auf sich, wir werden deshalb doch gute Freunde werden, und Ihr sollt auch hier ein wenig sehen, was an mir ist.“

Wessen glaubte anfänglich falsch gehört zu haben. Man befand sich in den vierziger Jahren, und der Mann sprach von 1861, wo er gedruckt worden sei! Dann hielt er ihn für verrückt.

Der Ziegenkaspar aber setzte ihm auseinander, daß er schon vor Jahren aus Deutschland nach Chile

*) Im Falle sich der geneigte Leser in demselben Falle befinden sollte, so machen wir ihn angelegentlich aufmerksam auf das ausgezeichnete Buch: „Erinnerungen aus Südamerika,“ Leipzig, Hermann Costenoble 1861, obgleich wir in gebührender Bescheidenheit den Namen des Verfassers verschweigen.

eingewandert sei, um seiner Hauptleidenschaft, der Jagd, obliegen zu können, sich aber hinsichtlich des Wildstandes einigermaßen getäuscht gefunden habe. Er sei auf der hohen Cordillera gewesen, ebenso im Flachlande, aber überall sei es nicht viel. Es habe wohl „Zeugs,“ aber so recht Jagdbares eigentlich wenig. Keine Hühner, keine Hasen, keine Rehe. Wenn er an ein Wildschwein denke, so glaube er, das Heimweh müsse ihm das Herz brechen. Er breitete sich weitläufig aus über alles Das, aber als er endlich auch der Insel Mas a Fuera gedachte, auf welcher er gewesen um Ziegen zu schießen, wurde er traurig, wie es schien, und brach rasch ab.

Wessen fragte ihn, ob ihm dort etwas Schlimmes zugestoßen.

„Ist schon gedruckt, lieber Herr,“ sagte der Ziegenkaspar, „lesen Sie's nur, ich kann's unmöglich hier noch einmal erzählen.“ Dann seufzte er tief auf und frug endlich Wessen, wer er sei und wie er heiße.

„„Doctor Wessen,““ sagte dieser, „„ich möchte Land und Leute kennen lernen und mich praktisch umsehen hier in Chile.““

Kaspar sann eine kurze Zeit hindurch nach, indem er sein Haupt wiegte und den Mund in nachdentliche Falten zog. Dann sagte er:

„Ich glaube ich weiß etwas für Sie.“

„„Was denn?““

„Wissen Sie, zu meinem Vergnügen, wenn gerade nichts zu jagen ist, mache ich bisweilen Schuße. Nun kenne ich da wackere Leute in den Bergen, hier in der Küsten-Cordillera, nämlich die — welche —“

„„Nun?““ sagte Wessen, als der Ziegenkaspar stockte.

„Nun, die mir bisweilen meine Schuße ablaufen, oder wenn ich sie ihnen verehere, mir ein anderes Andenken dafür geben,“ rief der Ziegenkaspar mit einem Anlaufe, „und diese Caballeros haben schon längst gewünscht die Bekanntschaft eines Herrn — zu machen wie Ihr.“

„„Der Kerl ist ein Bauern-Schuster und ein Wilddieb,““ dachte Wessen, „„aber unter diesen Bauernrotten kann ich Studien machen, hier in der Stadt sind mir die Zustände allzu europäisch.““

Er sagte zu, und der Ziegenkaspar versprach ihn des andern Morgens abzuholen und zugleich ein Pferd für ihn zu besorgen.

Wessen hatte eine Doppelflinte und Schießbedarf mit sich genommen, weil es eben die meisten Reisen

den so machten, allein er war nichts weniger als ein leidenschaftlicher Schütze. Als Schüler hatte er während der Ferien auf dem Lande bei einem Oheim, der Jäger war, einige Sperlinge geschossen, aber das war auch Alles.

(Fortsetzung folgt.)

Scuilleton.

(Was ist dramatisch?) G. Freytag in seinem neuesten Werke: „die Technik des Dramas“ (Leipzig, Hirzel), auf das wir noch mehrmals hinweisen werden, beantwortet jene Frage also: Dramatisch sind diejenigen starken Seelenbewegungen, welche durch ein Thun aufgeregt werden; also die inneren Prozesse, welche der Mensch vom Aufsteigen einer Empfindung bis zu leidenschaftlichem Begehren und Handeln durchmacht, sowie die Einwirkungen, welche eigenes und fremdes Handeln in der Seele hervorbringt; also das Ausströmen der Willenskraft aus dem tiefen Gemüth nach der Außenwelt in das Innere des Gemüths; also das Werden einer Action und ihre Folgen auf das Gemüth.

Nicht dramatisch ist die Action an sich und die leidenschaftliche Bewegung an sich. Nicht die Darstellung einer Leidenschaft an sich, sondern der Leidenschaft, welche zu einem Thun leitet, ist Aufgabe der dramatischen Kunst; nicht die Darstellung einer Begebenheit an sich, sondern ihrer Reflexe auf die Menschenseele ist Aufgabe der dramatischen Kunst. Ausführung leidenschaftlicher Seelenbewegung als solcher ist Sache der Lyrik, Schilderung fesselnder Begebenheiten ist Aufgabe des Epos.

Beide Richtungen, in denen das Dramatische sich äußert, sind allerdings nicht grundverschieden. Auch während der Mensch in der Spannung und Arbeit ist, sein Inneres nach Außen zu wenden, wirkt seine Umgebung fördernd oder hemmend auf seine leidenschaftliche Bewegung. Und wieder, auch während ein Geschehendes auf ihn eindringt, beharrt er nicht aufnehmend, sondern erhält durch die Action neue Bewegungen und Wandlungen. Dennoch ist ein Unterschied in der Wirkung beider eng verbundenen Prozesse. Den höchsten Reiz hat immer der erste, der innere Kampf des Individuums bis zur That. Der zweite fordert mehr äußerliche Bewegung, ein stärkeres Zusammenwirken verschiedener Kräfte, fast Alles, was die Schaulust vergnügt, gehört ihm an; und doch ist er, wie unentbehrlich er dem Drama sei, vornehmlich ein Befriedigendes erregter Spannung, und leicht eilt über ihn hinweg die Ungebild des nachschaffenden Hörers, eine neue leidenschaftliche Spannung im Innern der Individuen suchend. Was wird, nicht, was als ein Gewordenes imponirt, fesselt am meisten.

Da die dramatische Kunst Menschen darstellt, wie ihr In-

neres nach Außen wirkt oder durch Einwirkungen von Außen ergriffen wird, so muß sie consequent die Mittel benützen, durch welche sie dem Publikum diese Prozesse der Menschennatur verständlich machen kann. Diese Mittel sind Rede, Ton, Geberde. Sie muß ihre Menschen vorführen als sprechend, in mimischer Thätigkeit. Die Poesie gebraucht also zu Gehilfen für ihre Darstellung die Musik und Schauspielkunst.

In engem Verbande mit ihren helfenden Künsten, in kräftiger geselliger Arbeit sendet sie ihre Bilder in die Seelen der Aufnehmenden, welche zugleich Hörende und Schauende sind. Die Eindrücke, welche sie hervorbringt, werden Wirkungen genannt. Die dramatischen Wirkungen haben eine sehr eigenthümliche Beschaffenheit, sie unterscheiden sich von den Effecten der anderen Künste nicht nur durch größere Energie und die allmähliche gefelmäßige Steigerung in bestimmtem Zeitmaß, sondern auch von den mächtigen Wirkungen der Musik dadurch, daß sie durch zwei Sinne zugleich einströmen, und daß sie nicht allein das Empfindungsleben, sondern auch höchste Denkraft des Hörers reizvoll spannen.

(Eine unangenehme Erfahrung.) Eine durch ihre Schönheit und Koetterie sehr bekannte Künstlerin in Berlin hatte an dem eben vergangenen Weihnachtsfest eine schwere Enttäuschung zu erfahren. Einer ihrer Anbeter, ein reicher Banquier, hatte die Absicht, die „theure Freundin“ mit einem schon längst von ihr ersehnten Brillantschmuck zu überraschen, konnte sich aber mit dem Juwelier nicht über den Preis einigen. Nachdem er weggegangen war, erschien die Künstlerin in demselben Juwelengeschäft und fragte, ob der Banquier dagewesen sei und den bereits früher von ihr ausgesuchten Schmuck gekauft habe? Mit großem Verdruß erfuhr sie, daß dies nicht der Fall sei und daß es sich um eine Differenz von 150 Thalern handle, da das prachtvolle Halsband nebst dem Armband von strahlenden Diamanten 500 Thaler kosten sollten, der sparsame Verehrer aber nicht mehr als 350 Thaler darauf wenden wollte. Voll Begierde, den schönen Schmuck zu besitzen, bezahlte die Künstlerin aus ihrer eigenen Tasche die kleine Differenz von 150 Thalern, indem sie den Juwelier ersuchte, dies dem Banquier, wenn er wiederkommen sollte, zu verschweigen und ihm scheinbar für den von ihm gebotenen Preis den Schmuck zu überlassen. Das geschah denn auch, ganz wie sie gewünscht, aber als der Banquier das Etui in der Tasche hatte und damit nach ihrer Wohnung zu wanderte, empfand er einige kleine Gewissensbisse. Wie, er wollte dieser herzlosen Koette ein so kostbares Geschenk machen und seine eigene Frau, die stets freundlich und lebenswürdig gegen ihn war, besaß noch keinen ähnlichen Schmuck? War das wohl billig? Er lenkte seine Schritte zögernd und überlegend, anstatt nach der Wohnung der ihn bereits sehnsüchtig erwartenden Künstlerin zu eilen, dem eigenen Hause zu. Hier angelangt, fand er sein Frauchen in der anmuthigsten Toilette, im Begriff, eine Gesellschaft zu besuchen und ward so heiter und liebevoll von ihr empfangen, daß sein Entschluß entschieden wurde und er den Hals und die Arme der überraschten Frau mit dem schönen Geschmeide zierte, und ihr ein vorläufiges

Weihnachtsgeschenk damit machte, wobei weder er noch sein Weibchen ahnten, daß der Schmuck zum Theil von der galanten Künstlerin bezahlt war. Das Beste bei der Sache war jedoch, daß er hiernach der erzürnten „Freundin“ nicht mehr vor die Augen treten mochte und die Verbindung mit ihr abbrach. Von der nämlichen Künstlerin erzählt man sich noch eine andere Anekdote. Zu ihren Verehrern zählte auch einer der ersten Modewaarenhändler Berlins, der sich aber stets sehr schände von der Schönen behandelt sah. Er wollte nun den Versuch machen, Sturm auf ihr Herz zu laufen und ließ zu diesem Zweck mehrere äußerst kostbare seidene Roben aus Paris kommen, übersandte ihr zwei davon und schrieb ihr dazu, sie möchte sich dasjenige wählen, welches ihr am besten gefiele und er würde am Abend kommen, ihre Entscheidung zu hören. Eine Stunde später erhielt er jedoch ein Billet, worin ihm die Dame lakonisch mittheilte: „die Kleider gefielen ihr eines so gut wie das andere, sie würde beide behalten und er könne sich die Mühe ersparen, ihr deshalb einen Besuch zu machen.“

(Romeo und Julie vor Gericht.) In den letzten Tagen trug sich vor den Berliner Gerichten eine tragi-komische Scene zu; auf der Anklagebank erschien ein noch junges, stattliches Frauenzimmer, das wegen eines Eigenthumsübergangs zu vier Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Während der Verhandlungen stürzte plötzlich ein junger Mensch in den Gerichtssaal und schob den ihn abwehrenden Gerichtsdiener bei Seite, indem er ausrief: „ich muß Abschied von ihr nehmen, ich muß sie noch einmal küssen!“ Mit leidenschaftlicher Stuth schwang sich der neue Romeo auf die Anklagebank und küßte seine Julia zur nicht geringen Verwunderung und zum Ergöhen des anwesenden Publikums. Als der grausame Gerichtsdiener die zärtlich Liebenden zu trennen suchte und den verliebten Schwärmer aus dem Saale entfernen wollte, stieß Romeo den Sbirren zurück und stürzte sich von Neuem in die Arme der Geliebten. Wahrscheinlich würde er noch immer fortflühen, wenn ihn nicht einige handfeste Gerichtsdiener endlich mit Gewalt von dem angebeteten Gegenstande fortgerissen hätten. „Leb' wohl, Louise!“ rief der Unglückliche, der auf der Stelle vom Staatsanwalt wegen „ungebührlichen Benehmens vor Gericht“ angeklagt und von den prosaischen Richtern zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt wurde, ohne den Trost zu haben, mit der Geliebten dasselbe Gefängniß zu theilen.

(Ein kleines Quiproquo.) In den Salons des Barons von Sina traten kürzlich zwei junge schwarzgekleidete Herren und stellten sich, indem sie verlegen an der Cravatte zupfen, als Comitemitglieder des diesjährigen Wiener Medicinerballs vor, zu welchem sie den Herrn Baron ergebenst einladen wollen. Der Baron erräth mit diplomatischem Scharfblick sofort, was das zu bedeuten hat und drückt in verbindlichen Worten seinen Dank aus, zugleich aber auch sein Bedauern darüber, daß er durch eine Reise nach München verhindert sein würde, dem Balle beizuwohnen. „Erlauben Sie mir jedoch,“ fährt er artig fort,

„daß ich wie gewöhnlich meinen Beitrag leiste. Hier ist eine Anweisung auf hundert Gulden, welche sie bei meinem Kassirer in Empfang nehmen wollen.“ Gegenseitige Verbeugung — die Herren begeben sich zur Kasse und präsentiren die Anweisung. . . . Der Kassirer betrachtet das Papier mit prüfendem Blick. „Sie entschuldigen, meine Herren,“ beginnt er verlegen, „mit der Anweisung und Unterschrift hat es seine volle Richtigkeit, aber ich kann Ihnen das Geld nicht ausfolgen, ohne vorher mit dem Herrn Baron gesprochen zu haben!“ . . . Fünf Minuten später ist die mysteriöse Geschichte aufgeklärt. Herr von Sina hatte den Comitemitgliedern irrthümlich eine Anweisung auf 8000 Napoleonsd'or eingehändigt, welche als Reisegeld für seinen Schwiegersohn, den Fürsten Ypsilanti, bestimmt waren.

(John Bull als Pariser Toilettenkünstler.) In der Rue de la Paix zu Paris, unter dem Schatten der Vendomesäule, wohnt ein fashionabler „Artifst,“ der auf einem durchaus neuen Wege zu Vermögen und Ruhm gelangt ist. Er kleidet nämlich elegante, zur grand monde und demimonde gehörige Damen zum Balle an oder legt auch nur die letzte Hand an ihre Toilette und giebt ein endgiltiges Urtheil darüber ab. Sie fahren in ihren Equipagen vor, warten in einem prachtvollen Empfangszimmer, bis die Reihe an sie kommt und werden dann eine nach der anderen von dem großen Artisten inspiciert. Er wirft einen prüfenden Blick auf sie, mißt, nimmt weg, retouchirt; hier noch eine Blume, dort eine Stecknadel, hier noch ein Falte, dort eine Puffe, bis der neue Pygmalion die Schöne zu seinem höchsten Ideale von Vollkommenheit umgebildet hat und das reizende Gebilde als gelungen aus seiner Schöpferhand entläßt; sie mag hingehen, bezaubern und glücklich sein. Das Sonderbarste dabei ist, daß dieser Künstler ein Engländer ist; man sieht daraus, was die Strahlen der Sonne vom 2. December selbst aus einem Engländer zu machen vermögen, denn John Bull ist sonst mehr durch die Solidität seiner Gliedmaßen als durch seinen Geschmack in Toilettenangelegenheiten bekannt.

(Eine tragische Idylle.) Im Dorfe Lespinasse bei Lavergne im Departement Lot-et-Garonne lebte ein junges Mädchen von einigen zwanzig Jahren, Marie A., die für eines der Hausthiere ihres Vaters eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit besaß, und zwar war dies weder eine Ziege à la Dinorah, noch ein schneeweißes Lamm, noch ein Hühnchen, Kälbchen oder wie sonst alle die gewohnten Schoßthiere heißen, sondern ein Schwein, eines jener unreinen, grunzenden Geschöpfe, welche sonst gar nichts Ibyllisches an sich haben. Nichtsdestoweniger hätschelte es Marie mit mütterlicher Liebe und das holde Thierchen folgte ihren Schritten überall hin wie ein Hündchen. Da erkrankte plötzlich der Liebling des jungen Mädchens und dasselbe war so außer sich darüber, daß es Jedem wer kam, mittheilte: wenn ihr Schwein sterben sollte, so würde ihr das Leben auch zur Last sein und sie würde es dann nicht mehr ertragen können. Am 29. November starb das Schwein trotz der sorgfältigsten Pflege und am nächsten Morgen fand man Marie erhängt. —